Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 19 | Sonntag den 12. Mai | 1907

Zur Eröffnung der Deutsch-nationalen Kunstausstellung.

Zum dritten Male seit der Jahrhundertwende öffnet Düsseldorf seine gastlichen Mauern, um Tausende aus allen deutschen Gauen und aus der Ferne des Auslands herbeizurufen zu einem großen Ausstellungsunternehmen, das von deutscher Kultur und deutscher Schaffenskraft Zeugnis ablegen soll. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wieviel Unternehmungsgeist, wieviel Wagemut und wieviel Zutrauen zur eigenen Kraft dazu gehört, um in einer so kurzen Zeitspanne die Welt dreimal zum friedlichen Wettkampfe herauszufordern, dann muß es uns mit Stolz erfüllen, daß wir in einer Stadt leben, in der freudige Tatkraft und begeisterte Hingebung an ein großes Werk in so reichem Maße zu finden sind. Freilich ist die diesjährige Ausstellung anderer Art als ihre beiden Vorgängerinnen; das zeigt sich schon darin, daß der Raum, den sie beansprucht, nur ein Teil des Geländes ist, das die beiden letzten Ausstellungen einnahmen. Die Kunst, die im Jahre 1902 Arm in Arm mit der Industrie und im Jahre 1904 vereint mit dem Gartenbau einherschritt, tritt diesmal allein auf den Plan. Und doch wäre es verfehlt, aus dieser äußeren Beschränkung zu folgern, daß die Deutsch-nationale Kunstausstellung 1907 nicht in die Reihe der beiden vorhergehenden großen Ausstellungen gehöre oder von geringerer Bedeutung sei als jene. Wer einen tieferen Blick in die Entwickelung der Düsseldorfer Ausstellungen wirft und auf die treibenden inneren Kräfte zurückgeht, der wird erkennen, wie sich eine große Linie durch alle diese Unternehmen zieht und wie die diesjährige Ausstellung gleichsam der Gipfelpunkt dessen ist, was die vorhergehenden erstrebten. Halten wir uns das in einigen großen Zügen vor Augen!

Kronprinz Friedrich Wilhelm
Protektor der Deutsch-nationalen Kunstausstellung.

Als sich 1902 die Industrie mit der Kunst verband zu einer Ausstellung, wie man sie einheitlicher und eindrucksvoller bisher noch nicht gesehen hatte, da waren es nicht allein materielle Beweggründe, aus denen das große Werk entstand. Gewiß galt es damals in erster Linie, nachdem auf der Pariser Weltausstellung die deutsche und insbesondere die rheinisch-westfälische Industrie nicht ihrer Bedeutung entsprechend zur Geltung gekommen waren, zu zeigen, was unsere heimische Industrie zu leisten imstande ist, und ihr damit neue wirtschaftliche Quellen zu erschließen. Aber wenn die Industrie auch der Kunst einen Platz einräumte, so tat sie es nicht als hochfahrende stärkere Schwester, die die schwächere mit verächtlicher Miene neben sich duldet, sondern im Vollgefühl ihrer Kraft und mit dankenswerten Idealismus stellte sich die Industrie in den Dienst der Kunst. „Die Industrie und all die gewaltige Geistesarbeit, die in ihr konzentriert ist, hat nicht den Zweck und die Aufgabe, die Menschheit an das Materielle zu fesseln, sondern sie durch stete Vervollkommnung der Arbeitswerkzeuge vom Materiellen immer mehr unabhängig zu machen und ihr Zeit und Muße zum Genuß und zur Pflege des Idealen zu gewähren.“ Diese trefflichen Worte aus der Eröffnungsrede des Vorsitzenden des Arbeitsausschusses, Geh. Kommerzienrats H. Lueg, wollen wir uns hier ins Gedächtnis rufen. Und so brachte damals die Industrie der Kunst jenes schöne Heim in Gestalt eines dauernden Kunstausstellungsgebäudes dar nach dem sich die Düsseldorfer Kunst schon längst schmerzlich gesehnt hatte, und das ihr nun die Möglichkeit bot, sich im Wettbewerb mit den anderen deutschen Kunststädten frei zu entfalten.

Dann kam das Jahr 1904, das jene einzigartige Gartenbauausstellung und zugleich eine internationale Kunstausstellung in dem neuen Kunstpalast brachte. Noch war damals die Düsseldorfer Kunst innerlich nicht genügend erstarkt, noch besaß sie nicht genügend Selbstvertrauen, um sich ganz auf eigene Füße zu stellen. So fand denn ein so feinsinniger Kopf wie Professor Roeber, indem er die Lage mit klarem Blick übersah, das herrliche Bündnis von Gartenbau und Kunst, das man in

diesem Jahre in Mannheim nachgeahmt hat. Reiner bereits als bei der Ausstellung 1902 trat hier die ideale Seite, nämlich die Pflege und Förderung der Kunst als Hauptzweck auch äußerlich hervor. Doch auch noch in einer anderen Richtung muß die Bedeutung der Vereinigung der Kunst mit der Industrie und mit dem Gartenbau gewürdigt werden und auch da finden wir ein Verdienst der damaligen Ausstellungsleiter, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Als zweiter Faktor neben der Erstarkung der Düsseldorfer Kunst selbst kommt nämlich die Erziehung eines Ausstellungspublikums in Betracht. Wiederkehrende Kunstausstellungen so großen Stils waren bis 1902 in Düsseldorf und damit im ganzen rheinischen Westen so gut wie unbekannt und es galt nun das Interesse weiterer Volkskreise, die bisher bei der rapiden wirtschaftlichen Entwickelung ganz in werktätiger Arbeit aufgegangen waren, für die Kunst zu wecken und zu beleben. Das wollte man erreichen, in dem man den Weg zur Kunst bahnte und leicht machte, indem man sie mitten hineinstellte in eine umfassende Ausstellung, die durch ihre Art geeignet war, auch für den Fernerstehenden anziehend zu wirken. Das sind Momente, die man sich gegenwärtig halten muß, wenn man den Zusammenhang der diesjährigen Ausstellung mit denen von 1902 und 1904 erkennen will.

Der Düsseldorfer Kunstpalast.

Heute steht die Deutsch-nationale Kunstausstellung frei und selbstständig da, das Ziel, das durch die Errichtung des Kunstpalastes schon vor fünf Jahren gesteckt worden war, ist erreicht. Das alte Ausstellungsfeld, die Golzheimer Insel, hat eine völlige Umwandlung erfahren; an Stelle der leichten Bauten mit ihren leuchtend weißen Wänden und den goldglänzenden Kuppeln und Türmchen sind die Anlagen des Kaiser Wilhelm-Parkes mit ihren breiten Straßen und Wegen getreten und von der flüchtigen Herrlichkeit vergangener Tage ragt als einziges dauerndes Stück der Kunstpalast empor. Wenn längst die Erinnerung an die Ausstellungen 1902 und 1904 im Schwinden begriffen ist, wird er diese Erinnerung immer von neuem wachrufen und der Düsseldorfer Künstlerschaft ständig eine Stätte bieten, an der sie die Künstler Deutschlands und der übrigen Kulturstaaten bei sich zu Gaste laden kann. Die diesjährige Ausstellung macht in dieser Reihe den Anfang, sie ist gleichsam die Krönung des Ausstellungswerkes vergangener Jahre, und ihr Erfolg muß lehren, ob die Zeit bereits gekommen ist, wo Düsseldorf als Kunststadt wieder ebenbürtig neben den anderen deutschen Kunstmetropolen steht. Die Aussichten sind die besten, mögen die Erwartungen in vollem Maße in Erfüllung gehen!

Der Kurier des Kaisers.

(8. Fortsetzung.) Ein Roman aus unseren Tagen von C. Crome-Schwiening. (Nachdruck verboten.)

Zu derselben Zeit, als Jelisaweta Gorow den Kreml verließ, um die Kostromastraße aufzusuchen, hatte diese ein Mann betreten, der einen schmutzigen Schafspelz trug und dessen seit längerer Zeit unverschnittenes Haar eine alte fleckige Bahnbeamtenmütze bedeckte. Sein Gesicht glühte von dem bereits genossenen Schnaps und als er gleich beim Eingang der Straße eine Kellerschänke entdeckte, aus der das Gewirr rauher Stimmen zu ihm heraustönte, stolperte er die ausgetretenen Steinstufen hinunter, die zu der dunstigen, von dem Geruche des Alkohols, des Knoblauchs und der Räucherfische erfüllten Schänke hinabführten.

Er warf sich auf eine Bank und rief nach Wodka.

„Eine Flasche, Brüderchen, eine ganze Flasche!"

Die Dienstmütze ließ den Inhaber dieser Schnapshöhle auf die Zahlungsfähigkeit seines neuen Gastes schließen und er brachte das Verlangte. Der Halbbetrunkene schänkte sich ein und goß die brennende Flüssigkeit in die Kehle hinab, als ob es helles Wasser wäre.

„He! Du!" rief ein anderer vom nächsten schmutzigen Tisch. „Du sitzest im Überfluß, Bruder, und wir schmachten. Meine letzten Kopeken habe ich diesem Manasse gegeben und er läßt mich nun dursten. Nicht einen Fingerhut voll Wodka will er mir auf mein ehrliches Gesicht borgen. Hol' ihn der Teufel! Laß mich mit dir trinken, Bruder!"

„Komm!" rief mit heiserer Stimme der Mann mit der Dienstmütze. „Und ihr anderen dazu! Bin just in der Laune, soviel von dem Zeug in mich hineinzuschütten, als ich die Hand nur zum Munde heben kann!"

Im Nu war sein Tisch von den Zechlustigen umringt und im Handumdrehen war die Quartflasche leer. — „Eine neue!" schrie der Bahnmann. „Siehst du nicht, daß wir mehr trinken wollen?"

„Dir jucken wohl die paar Rubel in der Tasche von deinem Gehalt," dachte der Schankwirt, „und du wirst doch nicht eher ruhen, als bis du sie los bist. Je eher das geschieht, um so besser für dich und mich!" Und willig setzte er ein neues Quantum des schnellberauschenden Fusels auf den Tisch.

Und sie sangen, tranken und gröhlten, bis nach einer dritten und vierten Füllung der großen Flasche einer aus dem Kreise fragte:

„Hast wohl geerbt, Brüderchen, was? Oder gewonnen?"

„Ich?" schrie der Betrunkene. „Bist du toll, Bruder, wenn du wüßtest, wie sie mir mitgespielt haben! Erst schicken sie mich von Petersburg hierher und weil der Piotr — das bin ich! — ab und zu ein bißchen vom Wodka nascht, werfen sie mich hier aus dem Dienst und auf die Straße. Wodka und eine Maschine führen, das paßte nicht zusammen! Hol sie alle der Teufel! Schenkt ein!"

Der Schankwirt war, aufmerksam durch die Worte des Trunkenen, näher an den Tisch herangetreten.

„Ihr habt genug! Bezahlt die Zeche und geht!"

„Bezahlen!" lallte der Trunkene. „Gib acht, wie ich dir das Geld in deine Fratze werfe!" Er tastete in die Tasche und wühlte darin. Augenscheinlich fand er nicht, was er suchte, denn man sah, wie er sich bemühte, seine flatternden Gedanken zusammenzubringen.

„Nu?" drängte der Schankwirt. „Zahlt schnell und geht!"

„Mein Geld!" stotterte der Trunkene und wühlte nun in allen Taschen. Von den Gästen an seinem Tisch stand der eine nach dem anderen auf und ging. Sie mochten ahnen, was kam.

„Hihihi!" lachte der Bahnmann. „Alles vertrunken, Brüderchen, alles vertrunken! Aber ich bin der Piotr, weißt du — und der Pawel ist mein Freund und Bruder. Ein rechtschaffener Kerl, aber ein Schafskopf! Er liebt den Wodka nicht. Wie kann nur ein Mensch den Wodka nicht lieben? Er wird für mich zahlen, Brüderchen — ganz gewiß, er wird für mich zahlen!"

„Soll ich herlaufen hinter ihm?" eiferte zornig der Wirt, der nun erkannte, daß seine Einschätzung des splendiden Gastes eine trügerische gewesen war, und ergriff ihn beim Arm. „Wenn Ihr nicht zahlen könnt, so nehme ich ein Pfand. Laßt Euren Pelz hier — wenn Ihr wiederkommt und das Geld bringt, könnt Ihr ihn wiederhaben!"

Der Trunkene nickte und ließ sich willig den Schafspelz abnehmen. „Ich gehe — gleich zum Pawel — den sollt Ihr kennen lernen — er hat den Piotr lieb und wird ihn bei Euch Halunken auslösen — Ihr sollt sehen, daß er mit mir kommt —"

Er wankte dem Ausgange zu und der Wirt ließ ihn ruhig gehen. Der Pelz war immerhin die Zeche und darüber wert. Wenn jener wieder kam, gut — noch besser, wenn er das Wiederkommen vergaß — —

Piotr war die Stufen hinaufgestolpert und stand auf dem Fußsteig.

„He, Täubchen!" rief er plötzlich und wankte auf eine eilig die Straße herabkommende Frauengestalt zu. „Sieh mich an — Piotr heiße ich — ich bin allein — wie du! Laß doch sehen — ob du auch so hübsch bist — wie ich —!"

Ein gellender Schrei ertönte von den Lippen der Geängstigten, als der Arm des Trunkenen sich um ihre Hüfte legte und seine Linke ihr den Schleier vom Antlitz zerrte. Ein widerlicher Branntweindunst strömte ihr von dem Kerl entgegen, der die sich Sträubende an sich ziehend, ortfuhr:

„Ah — du bist eine Feine — solch ein Schätzchen wünscht sich der Piotr schon lange —"

Eine feste Hand, die in seinen Nacken griff und ihn zurückriß, ließ ihn verstummen. Ein zweiter Ruck schleuderte ihn zur Seite, daß er taumelnd zu Boden stürzte.

„Fürchten Sie sich nicht, mein Fräulein!" sprach ein wohlgekleideter hochgewachsener Herr in ziemlich geläufigem Russisch, an dem man den Ausländer erkannte, — „ich werde Sie schützen —"

Einen Augenblick hingen zwei dunkle Augen in einem lieblichen blassen Gesichtchen an Artur Degens männlich schönem Antlitz wie in jäher Überraschung — eine flüchtige Sekunde nur, dann malte sich eine schmerzliche Enttäuschung in den reinen, süßen Zügen.

„Ich danke, mein Herr," hauchte das junge Mädchen leise, „aber —," noch einen Blick, in dem Bangen, Verwunderung und Enttäuschung sich schnell nacheinader abspiegelten, sah der Exkurier sie auf sein Gesicht heften, dann eilte sie mit so schnellen Schritten gegen den Roten Platz davon, daß er sie nicht wieder eingeholt haben würde, selbst wenn er es gewollt.

„Nehmen Sie sich in acht!" schrie eine Stimme neben ihm. Er verstand mehr die Warnung in dem russischen Zuruf als die Worte selbst und fuhr herum. Mit drohend erhobenen Fäusten, bereit, sie auf ihn niedersausen zu lassen, stand der wiederaufgetaumelte Piotr hinter ihm. Aber nun war ein herangekommener Polizist auf die Szene aufmerksam geworden und griff ein. Seine Faust packte den Trunkenen, der plötzlich ernüchtert schien, als er sich in den Händen des Polizisten sah, und stieß ihn vor sich her.

Eilig entfernte sich nun auch Artur Degen, der eine ziellose Wanderung durch den Kitai-Gorod unternommen hatte, aus der Kostromastraße.

Es zog ihn dem lieblichen Gesichtchen nach, dessen Blick er nicht zu deuten wußte. Aber sie war längst seinem Auge unerreichbar, als er den Roten Platz erreichte.

13. Kapitel.

Noch zitternd von der Berührung des Trunkenen hatte Jelisaweta Gorow, als sie auf dem Roten Platze wieder angelangt, den Führer eines leeren Schlittens angerufen und war in diesem zum Palast des Großfürsten Sergej im Kreml zurückgefahren, den sie durch das Seitenportal, welches die Dienerschaft zu benutzen pflegte, betrat.

Sie eilte zu den Gemächern, welche der ersten Hofdame der Großfürstin, der Fürstin Nabratine, eingeräumt waren und betrat das am Ende der Zimmerflucht liegende kleine Gemach, neben dem Ankleidezimmer der Fürstin, welches das ihre war, da ihre Herrin oft noch am späten Abend, wenn sie schon in den seidenen Kissen des großen geschnitzten Himmelbettes lag, sich ein Kapitel eines neueren Romanes vorlesen ließ, und sie deshalb in der Nähe untergebracht zu haben wünschte.

Sie schob den Riegel vor die Tür und setzte die elektrische Beleuchtung des Zimmers in Tätigkeit. In dessen Hintergrunde stand das große schneeweiß bezogene Bett. An dem Fenster hatte ein Schreibtischchen Platz gefunden. Ein geschnitztes Gestell mit Büchern war zumeist mit Werken der französischen Literatur gefüllt, deren neueste Erscheinungen der Buchhändler ihrer Herrin allwöchentlich zu liefern pflegte und über die sie sich zu orientieren hatte, um der Fürstin Nabratine Vortrag darüber zu halten, die dann das bestimmte, was sie hören wollte. Ein weicher Teppich füllte den Fußboden des Gemaches fast ganz aus, schwere Vorhänge verhüllten das einzige Fenster und wie jetzt aus matten Tulpen das elektrische Licht sich von einer Rosette an der Decke und aus den Lichthaltern zu beiden Seiten des Schreibtisches ergoß, vor dem ein weicher bequemer Sessel zum Sitzen einlud, war das Heim, das Jelisaweta in dem Kreml innehatte, gewiß kein so vornehmes, wie die mit vergoldeten Möbeln, reichem Stuck und wertvollen Gemälden ausgestatteten Appartements ihrer Herrin, aber dafür desto anheimelnder und wohnlicher.

Bis hierher hatte sich Jelisaweta aufrecht erhalten. Aber als sie jetzt Pelzwerk und Mützchen abgeworfen und, das kleine Gebetbuch ihrer Mutter in den bebenden Händen in den Sessel niedersank, war es vorbei mit ihrer mühsam bewahrten Fassung. In leises trostloses Schluchzen ausbrechend, umklammerte sie mit beiden Händen das Büchlein und ließ die heiße Stirn darauf sinken, während ihre Tränen unaufhaltsam niederflossen.

Das schlimmste, was sie befürchtet, war eingetroffen. Ihr Bruder ein Verdächtiger, ein Verfolgter! Was das in Rußland heißen wollte, wußte sie nur zu gut. Und war er wirklich noch ein Verfolgter und nicht schon längst Gefangener? Wäre es ihm gelungen, sicher und ungefährdet das Ausland zu erreichen, er hätte längst ihre Angst, die er nachfühlen mußte, durch eine Botschaft beschwichtigt.

Mit zuckendem Herzen malte ihre Phantasie sich das schlimmste aus. In einem Kerker sah sie ihn, dann bleichen Gesichtes auf einer Tarantaß, von einer Kosakeneskorte umgeben, jenen grauenvollen Stätten Sibiriens zufliegen, die qualenreicher sind als ein rascher gewaltsamer Tod.

Und immer wieder schlug es wie eine Flamme in ihr fieberndes Hirn:

„Warum — ach, warum nur?!"

Wieder starrten die schmerzenden Augen des jungen Mädchens auf den Papierstreifen mit den anscheinend in höchster Seelenqual niedergeschriebenen Zeilen von des Bruders Hand. Was konnte er nicht vollenden? Was gab es, das so furchtbar zu erfüllen war, daß ein Mann um der Nichterfüllung willen das schwerste zu tragen bereit war: den Vorwurf der Feigheit, die Flüche seiner vertrauten Genossen?!

Es kroch eisig zum Herzen des jungen Mädchens hinauf. Ein ungeheuerlicher Gedanke durchbebte sie. Sie hatte wie alle, Männer, Weiber und Kinder in Rußland, erschauernd gehört, wie die „Unsichtbaren" das Los zogen um die „Ehre", einen von ihnen gefällten Urteilsspruch zu vollstrecken. Wenn ihren Bruder das Los getroffen hätte — —!

Sie schob das Tuch, mit dem sie das schimmernde Naß ihrer Augen getrocknet, zwischen die Lippen — gewaltsam den Schrei unterdrückend, der sich tief aus der gefolterten Seele herausdrängte. Wenn sie das „Furchtbare", das er nicht vollenden konnte, erraten hätte! Der Bruder ein Mör — ihr Hirn weigerte sich, diesen Gedanken auszudenken.

Ihre Tränen versiegten. Ein zorniger Haß gegen jene, die ihren Bruder in ihre heimlichen Reihen gezogen, erfüllte sie. Aber er ging unter in dem einen, schwer unter seiner Last sie niederdrückenden Gedanken: Wie hatte sich Iwan Gorows Schicksal gestaltet, nachdem er seine Wohnung so schnell verlassen?

Es gibt Augenblicke, in denen unser Geist die Schranken durchbricht, welche Raum und Zeit um uns aufrichten, in denen die ferne Wahrheit uns plötzlich nahe gerückt erscheint, in denen wir fühlen, daß unser Ahnen entsetzliche Gewißheit ist!

Und das Herz dieses jungen Mädchens fühlte in diesem Augenblick, daß die Liebe, die es zu dem Bruder erfüllte, ihn selbst nie wieder erreichen werde — —

Nun stand sie ganz ohne Schutz in dieser kalten, feindlichen Welt. Nun hatte sie niemanden mehr, zu dem sie im Falle der Not flüchten konnte.

Die häßliche Szene in der Kostromastraße trat wieder vor ihre Seele. Ein Fremder hatte sie aus den Armen dieses Betrunkenen befreien müssen!

Dieser Fremde! In dem Augenblicke, in dem sie die Augen zu ihm aufschlug, hatte sie es heiß durchschauert. Solch männlich-schöne Züge hatte auch ihr Bruder besessen, derselbe gütige Ernst hatte aus den Augen geblickt — eine seltsame zufällige Ähnlichkeit, die unter dem frischen Eindruck der Mitteilungen von Iwans Wirtin doppelt auf sie wirkte, bis jener zu ihr sprach und sie aus seinem so ziemlich geläufigen Russisch erkannte, daß sie einen Ausländer vor sich habe.

Die teuren Züge des Bruders, die sie im Herzen trug, verwandelten sich für kurze Zeit in die jenes Hilfsbereiten und schmerzlich dachte sie, wie jener sich der Freiheit erfreuen durfte.

Ach, Gewißheit, nur Gewißheit über Iwans Schicksal!

Jelisaweta Gorow fuhr empor, die Tür, welche ihr Zimmer mit dem Garderobengemach der Fürstin Nabratine verband, hatte sich leise geöffnet. Die Kammerfrau ihrer Gebieterin zeigte sich in der Türöffnung und die Alte kam, als sie das verstörte Antlitz des jungen Mädchens gewahrte, in das Zimmer herein.

„Was haben Sie, Jelisaweta Gorowa? Sie haben geweint?"

„Eine trübe Stunde, Nadeshda, wie sie jede einmal hat!" erwiderte Jelisaweta mühsam und doch nicht unfroh darüber, daß diese lastende Einsamkeit unterbrochen wurde. „Aber was gibt es!"

„Die Fürstin ist in ihre Gemächer zurückgekehrt. Sie verlangt nach Ihnen!" — „Sofort!"

Das junge Mädchen eilte zu dem Waschtischchen in der Ecke des Zimmers und feuchtete ihre rotgeweinten Augen an, um so viel wie

möglich die Spuren der Tränen, die sie geweint, zu verwischen. Jelisaweta ahnte nicht, daß der Schmerz ihre sanfte Schönheit nur noch reizvoller machte.

Sie eilte zu ihrer Herrin, welche, die Füße auf das vergoldete Kamingitter gelegt, vor diesem saß und in nicht eben rosiger Laune zu sein schien.

Flüchtig wandte sie sich um, als sie die leichten Tritte der Gesellschafterin und ihr geflüstertes:

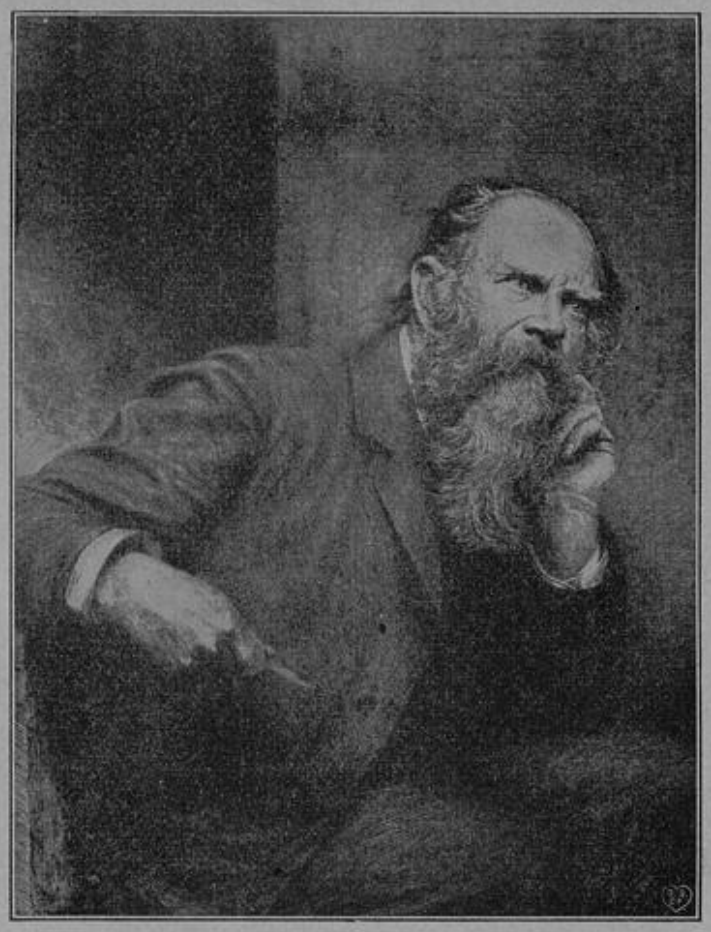
„Was befehlen, Durchlaucht?“ vernahm.

„Ah, Jelisaweta! Ich möchte Sie mit einem Gange behelligen, da keine meiner Dienerinnen zur Stelle ist und ich ihn der alten Nadeshda nicht auftragen kann. Ich bitte Sie, in den Wladimir-Saal zu eilen. Die hohen Herrschaften haben sich längst daraus zurückgezogen und die Gesellschaft ebenfalls. In der Nische jenes Fensters, neben dem das Porträt des Zaren Fedor Iwanowitsch hängt, habe ich meinen Fächer zurückgelassen. Er ist mir zu kostbar, um ihn zu verlieren und wenn ich zögere, nach ihm dort oben forschen zu lassen, ist er in einer Stunde unauffindbar verschwunden. Ich kenne die Dienerschaft in diesem Palais. Elstern sind ehrlicher als sie. Bitte, bemühen Sie sich hinüber und bringen Sie mir den Fächer zurück!“

Jelisaweta verneigte sich und verließ den Salon ihrer Herrin. Beklommenen Herzens eilte sie über Treppen und durch Korridore jenem Teil des weiten Palastes zu, den seit kurzer Zeit Großfürst Sergej mit seiner Gemahlin bewohnte. Er fühlte sich nicht sicher mehr in seinem eigenen Palais und hatte seine Hofhaltung hierher, hinter die schützenden Mauern des Kreml, verlegt.

Ängstlich — mit klopfendem Herzen — betrat sie den Prunkraum. Jetzt war sie in nächster Nähe des Großfürsten und zu ihren Ohren war so manches gedrungen, was ihre reine Seele mit Abscheu und Widerwillen erfüllte. Die Großfürstin allerdings war die Güte, das Mitleid, die echte Würde selbst — alle verehrten sie und keine Hand würde sich in Rußland gegen sie erheben. Selbst der gehaßte Großfürst war sicher, wenn er in ihrer Nähe weilte.

Aber dieser selbst! Ausschweifendste Genußsucht war der Hauptzug seines Charakters, Hochmut und brutaler Egoismus gesellten sich dem bei. Und das Auge des Mächtigen hatte schon zu wiederholten Malen auf ihrem Antlitz geruht, mit einem Ausdruck, der ihr das Blut heiß in die Wangen jagte und sie zittern machte.



Professor Eduard von Gebhardt.

Schnell trieb es sie zurück, nachdem sie den Fächer gefunden. So eilig als möglich wollte sie diesen Teil des Palastes wieder verlassen. Plötzlich stockte ihr Fuß. War sie beim Verlassen des Prunkraumes fehlgegangen? Anstatt der breiten Galerie, durch welche sie in den Wladimir-Saal gekommen, öffnete sich ein schmaler schwach erhellter Korridor vor ihr.

Und keiner der betreßten Diener war zu sehen, den sie hätte fragen können.

Angstvoll blieb sie stehen. Wo war sie?

Da öffnete sich zur Rechten eine der Flügeltüren. Ein hochgewachsener Mann in der Uniform der kaiserlichen Chevaliergarde, die Brust mit Ordenssternen bedeckt, trat heraus und wandte der am Boden wie Festgewurzelten das schmale Gesicht mit den kalten Augen zu, die jetzt prüfend und forschend in einem begehrlichen Leuchten auf ihrem zarten Gesicht ruhten.

Der Großfürst.

Sie wollte fliehen und konnte nicht. Wie gebannt von des Mächtigen Blick, der sie wie mit feinen Schlingen umfaßt hielt, stand sie wortlos, atemlos vor ihm. Jede Fähigkeit, zu denken, verging ihr.

„Ah, Mademoiselle!“ Der Großfürst trat näher. „Sind meine Wünsche so mächtig, daß sie Sie aus der Ferne herbeizuziehen vermögen?“

Sie verstand kaum den Sinn dieser französisch gesprochenen Worte, die an ihr Ohr schlugen.

„Ich sah Sie schon oftmals in der Begleitung der Fürstin Nabratine!“ fuhr der Großfürst fort. „Sie sind zu reizend, Mademoiselle, um in dem Dienst einer Fürstin Nabratine zu stehen. Unter dieser Stirn müssen sich andere Gedanken bergen, als die alltäglichen eines nüchternen, langweiligen Dienstes.“

Er stand dicht neben ihr und hielt ihre Hände mit leidenschaftlichem Griff in den seinen.

Zitternd, gleich einem Vögelchen vor einer sprungbereiten Katze, lehnte sie sich an die Wand. Ihre Kehle war ihr gleichsam aus Furcht zugeschnürt.

„Hätten nicht Mademoiselle den Ehrgeiz, selbst eine Stellung, wie die Fürstin Nabratine, bei meiner Gemahlin zu erringen?“

Fester umschlossen seine Finger ihre Hände. Einen leisen Schmerzenslaut stieß sie aus.

„Oh — Verzeihung — tausendmal Verzeihung, Mademoiselle.“ Der Großfürst beugte galant seinen Kopf und küßte die ihm überlassene Hand. Dabei entdeckte er, daß ihre Hände keinen Schmuck trugen. — Einer sofortigen Eingebung folgend, löste er einen kostbaren Brillantring mit dem geheimen Siegelwappen seiner Familie in der Mitte, von seinem Ringfinger und zog ihn auf ihren Finger. — Es verursachte ihr einen neuen Schmerz, da der Großfürst ganz außerordentlich zarte Finger besaß und der Ring sich nur schwer über ihren Finger streifen ließ.

Schwer atmend stand sie vor ihm.

„Dieser Ring, Mademoiselle, ist ebensoviel wert, wie meine Person. Er regiert Rußland und jede Behörde gehorcht seinem Befehl. Er kann Sie gegen jeden schützen. Nur der Zar besitzt den gleichen Ring wie ich. Sie können daraus ersehen, Mademoiselle, welchen großen Wert ich auf Ihre Zuneigung lege. Ich — —“

Er schwieg, vom Ende des Korridors hallten schwere Tritte.

Mit einer Verwünschung zog der Großfürst den Arm zurück, welchen er jetzt um Jelisaweta schlingen wollte und stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. Aber er ließ von ihr ab und trat in die Tür seines Gemaches zurück. Ein Offizier der Sicherheitswache tauchte, von drei Mann gefolgt, am Ende des Korridors auf. Hastig floh Jelisaweta, mit der Schnelligkeit eines gehetzten Rehes, über Korridore und die Treppen hinab, bis sie vor dem Salon der Fürstin Nabratine wieder anlangte und mit keuchendem Atem, alle zeremoniellen Formen vergessend, deren Tür öffnete.

Die alte Fürstin wendete unmutig den Kopf bei dem lauten Öffnen der Türe. —

„Jelisaweta Gorow!“ — rief sie mit zürnendem Blick, — „welche Manieren!“ —

„Verzeihung, Durchlaucht, ich fürchtete mich —“ antwortete das junge Mädchen und verbeugte sich.

„Haben Sie den Fächer gefunden?“

„Sehr wohl, Durchlaucht.“

„Bitte, geben Sie ihn mir.“

Jelisaweta trat zu der sitzenden Fürstin und überreichte ihr den kostbaren Fächer. — In ihrer Aufregung hatte sie völlig das Vorhandensein des großfürstlichen Ringes an ihrer Hand vergessen.

Ein lichtsprühendes, glitzerndes Farbenspiel warfen die kostbaren Steine auf den Fächer und erregten sofort die Aufmerksamkeit der Fürstin.

„Was ist das? — Welch einen kostbaren Ring tragen Sie, Jelisaweta?“

Wie gebannt hingen die Augen der Fürstin auf dem Ringe, gleichsam fasziniert von dem wundersamen Farbenspiel, und nun entdeckten ihre scharfen Augen das Siegelwappen des Großfürsten.

Jäh erhob sich die Fürstin aus dem Sessel. Ihre wohlwollende, gütige Miene wurde eisig, ihre freundlichen Augen erhielten einen kalten, hochmütigen Ausdruck und ihre Stimme, mit welcher sie jetzt das junge Mädchen anredete, klang hart und stolz:

„Pardon, meine Gnädigste, daß ich Sie um den Fächer sich bemühen ließ. Ich wußte nicht, mit wem ich die Ehre besaß. Verzeihen Sie — —“

Eine steife, hofmäßige Verbeugung folgte und die Fürstin verließ den Raum.

Ratlos, völlig fassungslos, stand das junge Mädchen in dem Raum und blickte auf den leeren Stuhl der Fürstin. Sie mußte sich an einem Stuhl festhalten, um nicht umzusinken vor plötzlicher Schwäche.

Was tat sie? Wodurch hatte sie die gütige Fürstin, welche sie wie eine Mutter verehrte, erzürnt?

Ihre Augen füllten sich mit Tränen und in das perlende Leuchten derselben zuckten farbenbunte, lüsterne Strahlen von dem Diamantring des Großfürsten und teilten ihr mit, weshalb sie die Freundschaft der Fürstin verloren.

Heiße Schamröte überzog ihr Gesicht und laut weinend barg sie dasselbe in den Händen.

„Deshalb — o Gott! Deshalb —," schluchzte sie und sie hatte das Gefühl, als habe man sie mit Keulen zu Tode geschlagen. — „Wäre ich nur tot —" war ihr stiller Wunsch in diesen schweren Minuten.

Da trat die alte Nadeshda in das Gemach.

Die Fürstin hatte ihr den Auftrag gegeben, Jelisaweta aus ihren Räumen zu weisen.

Leise ging die alte Dienerin zu der Weinenden und streichelte beruhigend das blonde Haar derselben.

Sie glaubte nicht an das, was ihr die Fürstin soeben mitgeteilt hatte. Sie kannte die reine Tugend Jelisawetas. Aber da sah sie gleichfalls den Siegelring des Großfürsten und in scheuer Furcht trat sie von ihr zurück.

Alle die guten Worte, welche sie der Weinenden geben wollte, er starben vor diesem blitzenden Zeichen absoluter Macht, welches jene jetzt besaß.

Und sie sollte dieser „Mächtigen" sagen, daß sie die Räume der Fürstin Nabratine verlassen solle? — Die alte Nadeshda schüttelte ganz energisch den Kopf. Oh nein — sie hatte nicht Lust, auf ihre alten Tage nach Sibirien zu wandern und jene würde sie für den Befehl der Fürstin büßen lassen.

Jelisaweta richtete sich empor und erblickte die alte Dienerin.

„Helft mir, gute Nadeshda, und stützt mich, daß ich in mein Zimmer komme. — Ich bin so schwach, daß ich wohl nicht allein gehen kann."

Hilfsbereit stützte sie die Kammerfrau und geleitete sie zu ihrem Zimmer.

Mit einem unsagbar elenden Ausdruck schaute sie in die treuen Augen der weißhaarigen Alten und sagte schluchzend, ihre Arme um den Hals derselben legend:

„Oh, Nadeshda, heute habe ich alles verloren. — Alles. — Ehre und meine Freunde. — O Gott, Nadeshda, ich möchte sterben — sterben."

Ein neuer Schmerzensausbruch erschütterte sie und sorgsam, als brächte sie ein kleines Kind zu Bett, legte sie die alte Nadeshda auf das Lager

Und dann hielt sie die heiße ringfreie Hand des gequälten Mädchens, streichelte sie und sprach schmeichelnde leise Worte. Zuletzt begann sie ein monotones, altrussisches Wiegenlied zu summen und bei dessen Klange schlummerte Jelisaweta ein.

Vorsichtig löschte Nadeshda das Licht und das letzte, was sie sah, war das gleißende Farbengefunkel des Ringes auf der weißen Bettdecke.

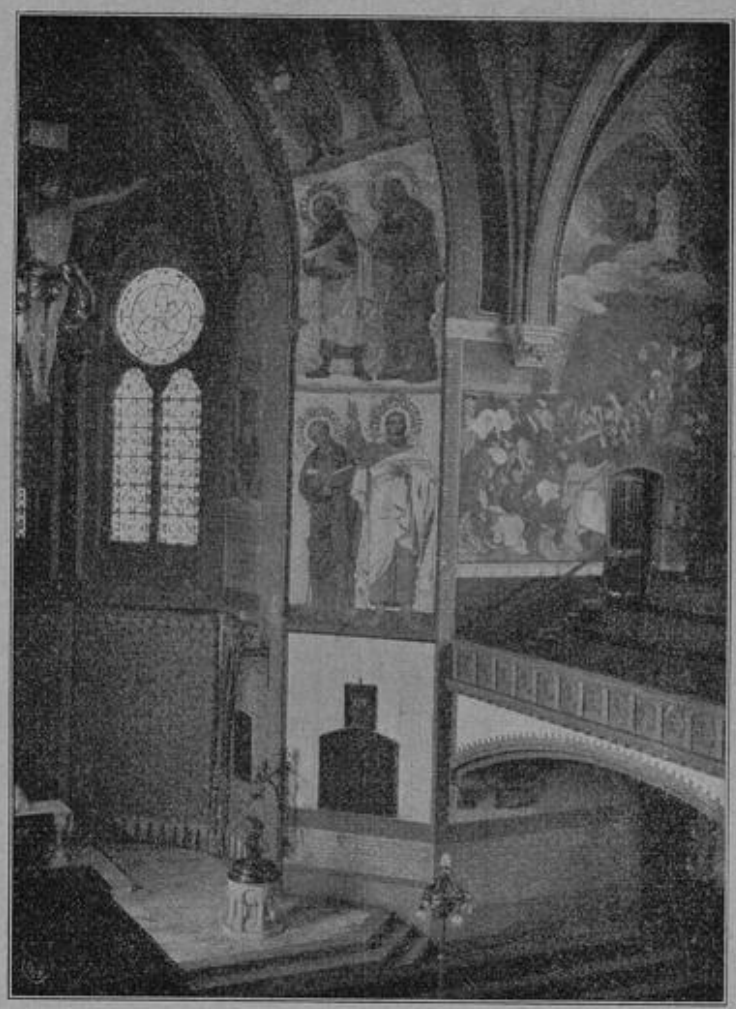
Das gab der Alten einen neuen Schauer und hastig verließ sie die Schlafende.

Böse, beängstigende Träume quälten in dieser Nacht das junge Mädchen und gegen Morgen erwachte sie mit einem lauten Schrei.

Ängstlich schaute sie umher. Sie hatte im Traum ihren Bruder blutüberströmt gesehen.

Noch nach dem Erwachen sah sie das gräßliche Bild und kaum hatte sich ihre Seele davon befreit, als sie sich alles dessen erinnerte, was mit ihr am vergangenen Abend geschehen.

Sie richtete sich empor, ordnete ihre schweren Haarflechten und überlegte, was sie tun müsse.



Inneres der Friedenskirche mit den Gebhardtschen Gemälden.

Fort wollte sie, sofort fort. Hier konnte sie nicht bleiben. Niemand würde ihren Worten Glauben schenken. Sein Ring machte sie schutz- und ehrlos. Mit einem Gefühl des Ekels wollte sie das gefährliche Geschenk von ihrem Finger ziehen. Aber umsonst! Fest, wie ein angeschmiedete Fessel, saß der Ring. Brutale Manneskraft hatte ihn hinübergepreßt, sie vermochte ihn nicht abzustreifen. Nur eine Feile konnte sie von dem Ring befreien.

Sie begann ihre Sachen zu ordnen und ihre geringen Habseligkeiten in einen Koffer zu packen, als Nadeshda eintrat und ihr zwei Briefe überbrachte.

Mit zitternden Händen öffnete sie den ersten, welcher das ihr bekannte Wappensiegel der Fürstin Nabratine trug. In kurzen, kalthöflichen Worten dankte ihr die Fürstin für ihre bisherigen Dienste und legte einen Scheck bei, als Entgelt für das ihr noch zukommende Honorar.

Damit waren alle Beziehungen endgültig zwischen der Fürstin und ihr abgebrochen.

Schutzlos! Hinausgestoßen in das feindliche Leben! Und sie hatte niemanden mehr, der sorgend und schützend zärtlich die Arme um sie breitete!

Und was erwartete die Unbehütete, die Lebensfremde dort draußen, wo jenseits der Mauern des Kreml das Leben der Großstadt brandete?!

Grau lag der Morgen über dem Kreml. Die Sonne wollte nicht hervor und wie sonst dem Gold der Kuppeln der Maria Himmelfahrts-Kathedrale und der Blagowjeschtschenski-Kathedrale funkelnde Lichter entlocken. Mit Hilfe der bereitwilligen Nadeshda packte sie ihre Sachen. Jetzt fiel ihr der zweite Brief ein. Unbeachtet hatte sie ihn auf ein Tischchen gelegt.

Sie nahm ihn und las die in einer ihr völlig unbekannten Männerhandschrift geschriebene Adresse:

„Vorleserin Ihrer Durchlaucht der Fürstin Nabatrine!"

Einen Augenblick fühlte Jelisaweta Gorowa ihr Herz stillstehen. Wenn das eine Botschaft von Iwan wäre. Die Handschrift war ihr fremd und der Poststempel verriet, daß der Brief hier in Moskau zur Post gegeben war. Mit zitternder Hand und fliegendem Atem brach sie ihn auf und las mit steigender Überraschung die folgenden französisch geschriebenen Zeilen:

„Mein Fräulein!

Der Zufall hat mich Einblick gewinnen lassen in Angelegenheiten eines Mannes, der Ihnen nahe steht. Ich möchte das, was ich Ihnen mitzuteilen mich verpflichtet fühle, nicht dem Papier anvertrauen. Würden Sie mir morgen nachmittag um drei Uhr am Alexandra-Garten, gegenüber dem Portal der Manege Gelegenheit geben, Sie zu sehen? Da ich nicht die Ehre habe, Sie von Angesicht zu kennen und ich Ihnen völlig fremd bin, so bitte ich Sie, sich vertrauensvoll dem Herrn zu nähern, der an der bezeichneten Stelle langsam auf- und abgeht und scheinbar in das Lesen einer Zeitung vertieft sein wird. Ich bitte Sie dringend, mir dieses Vertrauen zu schenken! Alphonse Duterrier."

Was war das? Hoffnung und Angst stritten in der Brust des jungen Mädchens. Wollte man sie auch in eine Falle locken, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht mitschuldig war an dem, was man ihrem Bruder zuschrieb? Oder war es die ehrlich gedachte Absicht eines Fremden, ihr von ihrem Bruder herrührende Mitteilungen zu machen? Die vorsichtige Abfassung des Briefes konnte auf das letztere hindeuten.

Ach, was sollte sie tun?!

Mit schwerem Herzen schied Jelisaweta Gorowa von der alten Nadeshda. Ein Schlitten nahm sie mit ihren Sachen auf. Wie eine Flüchtige verließ sie den Kreml und fuhr nach der Kostromastraße. Wo würde sie nun ein Heim finden?! (Forts. folgt.)

Vorbei!

Novellette von Maximilian Strack.

(Nachdruck verboten.)

Die siegreichen Strahlen der Morgensonne drangen durch die weißen Vorhänge ins Zimmer, aber sie fanden ihren Weg nicht an das Bett des Langschläfers, der sich wohlig in den weichen Kissen dehnte, sich noch einmal auf die andere Seite legte und behaglich weiterschlummerte. Das diskrete Pochen der filia hospitalis, die heute morgen ein recht bekümmertes Gesicht machte, hörte er nicht, und sie schlich betrübt von dannen. Aber um neun Uhr mußte sie ihn wecken, das half nichts, denn da wollte der „Herr Doktor" ja seine Abschiedsbesuche machen. Eigentlich konnte man es dem Doktor Hans Wichmann ja auch gar nicht verdenken, daß er nicht die geringste Lust verspürte, seine „Nachtruhe" jetzt schon abzubrechen, denn die Abschiedskneipe der „Rhenanen" hatte sich bis in die späte Nacht hinein ausgedehnt!

Endlich, gegen halbzehn Uhr, fuhr der Langschläfer aus den Federn empor und schaute mit blinzernden Augen umher.

Ja, das war die liebe alte Bude, der er alle vier Semester treu geblieben war — nur sah sie jetzt etwas kahl und nüchtern aus. Verschwunden waren von den Regalen die Bücher, vom Schreibtisch und von der Kommode die Bilder all der lieben Kommilitonen — und von den Wänden die Sinnbilder der alten Burschenherrlichkeit. Sein großes Gepäck war ja bereits fort. Ihm blieb nur noch übrig, den Handkoffer zu packen und Abschiedsgrüße zu tauschen.

Ach ja -- heute ging's ja fort, heute galt es ja Abschied zu nehmen von der alten Stadt, von so vielen lieben, freundlichen Menschen — — von dem lustigen Studentenleben — — ja ihm schien es trotz seiner dreiundzwanzig Jahre sogar: von der herrlichen, frohen Jugend überhaupt!

Während er in die Kleider fuhr, summte er die bekannte Weise des alten Liedes vor sich hin:

„Bemooster Bursche zieh ich aus . . ."

Dann zog er den Vorhang zurück und schaute hinaus. Graue Wolken hatten das Antlitz der Sonne mit trübem Schleier umflort, braun und schmutzig wälzte der alte Main seine sonst so klarblauen Fluten drunten vorüber, und am andern Ufer hob der Marienberg seine trutzigen Zinnen und Türme zum dunstigen Himmel. Das war kein freundliches Gesicht — — zum Abschiednehmen just das rechte Wetter!

Hans Wichmann wusch sich, kleidete sich vollends an und klopfte — das Zeichen für seine Wirtin, den Kaffee zu bringen. Statt der letzteren erschien die Tochter, ein frisches, rotwangiges, braunlockiges Geschöpf von etwa sechzehn Jahren.

„Guten Morgen Herr Doktor! Mutter ist zum Markte und da —"

„Na, da kamst eben du! Ich werde aber die Mutter doch heute noch mal sehen? Und dann, Resele, hast du die Rechnung?"

„Ja, Herr Doktor," klang es gepreßt, „hier ist sie."

„Nanu, Resele, was hast denn?" fragte er erstaunt, „was machst denn für ein Gesicht?"

„Ach, Herr Doktor — — es ist die letzte!"

„Ja — aber — Ihr werdet doch schon einen neuen Zimmerherrn bekommen!"

„Das ist's nit, Herr Doktor! Aber schaun S', wie Sie 'kommen sind, bin ich noch zur Schul' gangen — und Sie haben mir noch bei den Aufgaben geholfen — und —"

„Aber, Kindskopf, ich glaube gar, du weinst. Schau, ich kann um deinetwillen doch nicht bis in alle Ewigkeit hier studieren — und einmal muß doch geschieden sein."

Er nahm sie ohne viele Umstände in den Arm, klopfte ihr die Backen, hob ihr Kinn und küßte sie auf den Mund mit ruhiger Zärtlichkeit, wie man eine jüngere Schwester küßt. Sie ließ es hingebend geschehen, aber sie wurde über und über rot und der Atem stockte ihr. Dann löste er sich langsam von ihr, ergriff die Rechnung und bezahlte sie. Dabei sagte er beruhigend:

„Na also, Kopf hoch, Resele! Und herzlichen Dank für all die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die du mir all die Jahre erwiesen hast. Und sag der Mutter, ich käme vor meiner Abreise ganz bestimmt noch einen Augenblick zu euch herüber und wenn ich dich da noch einmal sehe, soll's mich freuen. Also pfüet Gott, Resele!"

Ein kräftiger, kameradschaftlicher Händedruck, und die Kleine enteilte, um draußen ihre Tränen zu verbergen, die ihr wieder heiß in die Augen stiegen.

Hans Wichmann kleidete sich nunmehr besuchsmäßig an und bedachte dabei, was wohl Ilse Mahler gesagt haben würde, hätte sie den Auftritt mit angesehen, der eben hier stattgefunden. Sicher hätte sie darüber gelacht und hätte sich gefreut, daß ihr vor allen bevorzugter Verehrer alles in seinen Bann schlug. Die andere aber, das erste weibliche Wesen, das überhaupt in sein Leben getreten war, die Erna Vollquartz, die hätte wohl die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und entsetzt die Augen verdreht. Was war das überhaupt mit diesem blassen, blonden Töchterlein der Gymnasialprofessorswitwe, bei der er gewohnt hatte, als er das Gymnasium der Kreisstadt besuchte, während sein „alter Herr" damals noch sein Gut bewirtschaftete. Gott, ja — sie waren immer gute Kameraden gewesen, wenn er ihr bei den Schulaufgaben half, oder wenn sie sich gemeinsam an den Stachelbeeren und den Äpfeln und Birnen gütlich taten. Und was tat es denn auch schließlich, daß er ihr nach bestandenem Abiturienten-Examen in das kleine Ohr geflüstert hatte:

„Erna — bist du mir gut? — Wirst du mir noch gut sein, wenn ich einmal wiederkomme und was geworden bin?"

Sie hatte den Druck seiner Hand erwidert, ein leises „Ja" gehaucht und war dann tief errötend enteilt. Wenn er sich jetzt den dürftigen, hochaufgeschossenen Backfisch mit dem farblosen Haar und dem farblosen Gesicht vorstellte und wenn er dann daran zurückdachte, wie er sie im stillen angeschwärmt, wenn er ihr in die allerdings recht hübschen, kornblumenblauen Augen schaute, so mußte er lachen, lachen über sich selbst. Und diese Erna war nur drei Jahre jünger als er. Daß sie kein Geld hatte, tat nichts zur Sache, denn das hatte ja er! Aber bevor ihm seine gesellschaftliche Stellung gestatten würde zu heiraten, war sie Mitte zwanzig — — und Frau Referendar — — das gabs doch einfach nicht!

Als er jetzt im Frack, weißer Binde und Lackstiefeln, den Klapphut unterm Arm, die letzte Hand an seinen Anzug legte, schüttelte er alle die törichten Gedanken energisch ab. — Nun ja — er würde sie wiedersehen, vielleicht morgen schon — man würde sich eben korrekt und höflich begrüßen, und er traute sich Gewandtheit genug zu, rasch über das Peinliche der Situation hinwegzukommen. Für ihn hieß nun einmal die Losung Ilse — die liebte er, die hatte er geliebt vom ersten Anblick — dieses sprühende, schwarzlockige Geschöpf mit den geistvollen dunkelgrauen Augen; und sie müßte eine ausgemachte Kokette sein, wenn sie nur mit ihm gespielt hätte; hatte sie ihn doch seit langem vor allen ihren übrigen Verehrern ausgezeichnet!

Die Besuche, die er zu machen hatte, waren bald erledigt; die meisten, denen sie galten, waren nicht zu Hause. So fuhr er denn kurz vor ein Uhr bei Professor Mahler vor und wollte gerade auf den Knopf der elektrischen Klingel an der Haustür drücken, als diese aufsprang und er sich plötzlich Herrn v. Bühler, dem langen Artillerie-Oberleutnant, gegenüber sah, der sich mit am eifrigsten um Ilses Gunst beworben. Der lange, hagere Offizier war in Helm und Schärpe, sah strahlend aus und machte Hans eine, wie es diesem schien, spöttische Verbeugung, als er mit der behandschuhten Rechten nach dem Helm fuhr.

Hans stutzte. War das ein zufälliges Zusammentreffen, oder hatte sich hier etwas ereignet? — Die Aufklärung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Als ihm Josepha, das Hausmädchen, öffnete, sagte sie mit spitzbübischem Lächeln:

„Schade, Herr Doktor, daß Sie nicht ein paar Minuten früher gekommen sind, da hätten Sie gleich auf das Wohl des Brautpaares anstoßen können."

„Wa —"

„Ja —! Unser Fräulein Ilse hat sich vorhin mit Herrn v. Bühler verlobt — Sie bekommen vielleicht heut noch die Anzeige."

In Hans' Kopfe wirbelte es, es hämmerte ihm in den Schläfen!

Also das war ihr wahres Gesicht — das war die Ilse, wie sie wirklich war — alles andere war nur Heuchelei und Verstellung gewesen?

Er schwankte, ob er nicht lieber das Mädchen zurückrufen sollte, ihr befehlen, ihn nicht zu melden, und davonstürmen, ohne Gruß, ohne Abschied? Aber schon im nächsten Augenblick verwarf er diesen Gedanken wieder. Sollte er etwa verraten, was er nun, nachdem sich die Dinge so geändert, als tiefstes Geheimnis bewahren mußte? Nein! Niemals — im Gegenteil — er würde sich sogar noch rächen!

Man empfing ihn sehr liebenswürdig und bemühte sich, möglichst wenig verlegen zu erscheinen. Und schon nach wenigen Sekunden, nachdem die übliche Gesprächseinleitung überstanden war, brachte er mit der heitersten Miene seine Glückwünsche zur Verlobung an, die er vom Mädchen soeben erfahren habe. Der Professor tauschte mit seiner Frau einen Blick, und bald entfernten sich beide unter einem schicklichen Vorwande, Hans mit Ilse allein lassend.

„Herr Doktor," begann dann Ilse, mit Mühe nach einem leichten Tone suchend, „ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig —"

„Mir, gnädiges Fräulein?" machte er erstaunt, „da wäre ich doch begierig —"

„Gewiß, wegen meiner Verlobung," erwiderte sie, durch seine gut gespielte Ruhe nun doch unsicher gemacht, „mir ist das große Interesse nicht entgangen, das Sie an mir genommen haben — und mich trifft vielleicht sogar der Vorwurf, Ihre Huldigungen nicht zurückgewiesen zu haben. Aber die Sympathie, die ich für Sie empfand —"

„Verzeihung, gnädiges Fräulein — aber in dem Bestreben, mein Benehmen Ihnen gegenüber in milderem Lichte erscheinen zu lassen, werden Sie ungerecht gegen sich selbst. Ich habe mir selbstverständlich gesagt, daß ich, der Student, ohne gesellschaftliche und wirtschaftliche Position, vorläufig noch gar nicht daran denken könne, einem so viel umworbenen weiblichen Wesen gegenüber ernsthafte Verpflichtungen einzugehen — mit Privatdozenten, Regierungsreferendaren oder den Göttern dieser Erde, den Herren Leutnants, in Wettbewerb zu treten. Und wenn ich Ihnen mehr und feuriger gehuldigt habe, als es unter solchen Umständen erlaubt war, so geschah es nur, weil ich wirklich tiefe Sympathie für Sie empfand. Ich habe mir häufig Vorwürfe darüber gemacht, mir gesagt, ich könnte sie vielleicht kompromittieren, Ihre Zukunftspläne durchkreuzen. Zu meiner Beruhigung geben Sie mir ja durch Ihre Verlobung gerade beim Abschied die Gewißheit, daß all meine Befürchtungen umsonst waren. Dafür danke ich Ihnen von Herzen und wünsche Ihnen nochmals alles Glück für die Zukunft. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich dem Herrn Professor und der Frau Mama!"

Sie stand ganz blaß und regungslos und ließ es geschehen, daß er ihre Hand zum Abschied an die Lippen zog. Auf die zarte Blüte ihres bräutlichen Glückes fiel es plötzlich wie Rauhreif.

Um Hans Wichmanns Fassung war es geschehen, sobald er wieder in dem Wagen saß, um nach dem Gasthause zu fahren, in dem er zu speisen pflegte. Er sank in sich zusammen und brütete finster vor sich hin.

Im weiteren Verlauf des Tages begann es zu regnen — und als Hans sich von seiner Wirtin verabschiedete, war nicht einmal das Resele da!

Auf der Fahrt, die die ganze Nacht währte, ließen ihn die düsteren Gedanken nicht einen Augenblick in Ruh — und wie tief und fest hatte er sonst im Eisenbahnwagen geschlafen!

Vorbei! — alles vorbei! — — — — —

Endlich war er am Ziel! Am Bahnhofe erwartete ihn sein alter Herr und sah ihm forschend ins Gesicht.

„Nanu, Hans — gar keine Wiedersehensfreude — oder war der Abschied von „Ihr" so schwer?"

„Aber wo denkst du hin, Papa — keine Spur!" erwiderte Hans mit einem Versuche zu scherzen — „nein — natürlich freue ich mich! Aber du weißt doch, die letzte Nacht im Eisenbahnwagen — und die Nacht vorher Abschiedskneipe." — Indessen wurde ihm auf dem Wege zur Stadt doch leichter und heiterer zu Sinn. Es hatte sich die Nacht abgeregnet, und die Sonne schien goldig und heiter vom lichtblauen Himmel, an den Bäumen wurden die Knospen schon dick und glänzend, und am Gesträuch lugte hie und da ein grünes Spitzchen hervor.

Plötzlich stutzte Hans. Auf der anderen Seite der Straße erblickte er die graziöse Gestalt einer prächtigen Blondine mit zartrosigen Wangen.

Kannte er sie nicht —? War das nicht — —?

Ohne Besinnen ließ er seinen erstaunt dreinblickenden alten Herrn stehen, eilte auf die junge Dame zu, streckte ihr beide Hände hin und sagte froh:

„Erna — liebe Erna — bist du es wirklich?"

„Ja, ich bins, Hans!" gab sie unbefangen zurück. Ein warmer Schein von Glück brach aus ihren blauen Augen, und ein Sonnenstrahl vom blauen Frühlingshimmel übergoß ihre zarte Gestalt mit rosigem Lichte . . . .

Tombola.

Skizze aus dem italienischen Landleben. Von El Correi.

(Nachdruck verboten.)

Es war am Sonntag abend nach Ave-Maria und Bigia gab die Parole aus. Durch den frostigen Winternebel huschte sie von Haus zu Haus, rief ein paar Worte in die Küche und lief weiter, ohne ihre schlappenden, klappenden Pantoffeln auf den steinigen Haustreppen oder dem steinigen Pflaster der Gasse zu verlieren. Das Dorf machte einen trostlosen Eindruck, wie es da so grau und anscheinend unbelebt zwischen den stillen, winterlichen Oelwäldern lag. Unverappt starrten die aus rohen Felssteinen erbauten menschlichen Behausungen zwischen Mauern und kahlen Weinspalieren empor, die Dachstühle offen, die Fenster ohne Glasscheiben, oft nur mit verwitterten Läden schlecht verschlossen, die Türen ohne Riegel, zeitzerfressen, morsch und verfallen.

Im Sommer ließ sich hier kaum leben in der Sonnenglut, die herniederbrannte auf dieses öde, einem grauen Steinhaufen gleichende Bergnest. Wohl gedieh der Wein gut, auch etwas Mais und besonders die Oliven, aber die Menschen gediehen nicht. Und im Winter, wenn die Tramontana durch die Schluchten fauchte, wenn der eisige Wind den Schneegeruch von den oberen Gebirgshöhen herabtrug, da kroch ein starres Elend durch die Hütten, wo kaum ein sparsames bißchen Reisig auf dem Kamin flackerte, um die Polenta oder Minestra zu kochen. Dann wickelten sich die Frauen frierend in ihre große Schals und hatten das wärmende Kohlentöpfchen tröstend zur Hand. Die Männer aber saßen in der Osteria beim Wein und tranken sich nicht nur warm, sondern sogar hitzig . . . .

Als Bigia ihre Runde machte, saßen die Leute fast alle mit ihrem dampfenden Suppennapf in den Händen am Kamin. Ein kleines Oellämpchen leuchtete ihnen vom Tisch her und ließ die Kupfergeräte auf dem Kaminsims und an den Wänden blinken. Die Zahl dieser Kessel, Eimer und Pfannen entschied über die Wohlhabenheit der Familien, sonst war es fast ebenso öde und dürftig bei den reichen wie bei den ärmeren Leuten. Sie waren auch alle ohne großen Unterschied gekleidet, und die Suppe bestand hier wie dort aus Bohnen, Reis und Oel.

Im Winkel hatte man der Madonna — einer kleinen Figur aus Gips oder Porzellan — ein Licht, Heiligenbilder und Blumen geweiht, gewohnheitsmäßig und ohne besondere Sorgfalt — und alle die Lebenstätigkeit der Menschen beruhte auf Gewohnheit, ohne die geringste Anstrengung zu Fortschritt und Weiterentwicklung.

Oben stand St. Stefano, die Kirche.

Ein gepflegter Weg führte hinauf zur Stätte, wo alles geistige Leben kulminierte . . . .

Dann gab es noch einen Weg nach unten, nach der Ortschaft St. Balbina. Hier war die Bodega und das Municipo — also Handel und Gesetz — und hier begann auch die Auswanderung der Männer, die nach Amerika gingen, um dort einige Jahre zu arbeiten.

Weiter gab es nichts, außer den steinigen Pfaden durch die Kampagnen, die Oelwälder und Weingärten, — das heißt — unter der Erde war noch mit tausend Flammen die Hölle. Und oben war das Paradies — oben, über St. Stefano. Neben St. Stefano in einem Schuppen war aber auch noch die „Schule", und die Lehrerin hielt wöchentlich wohl zehn Stunden ab. Und es fügte sich, daß diese zehn Stunden für die Mädchen nur Strickstunden waren. Die Knaben aber lernten beim Kuraten fast nur die Kirchengesänge. Weiter brauchte ja aber auch die Jugend nichts, um die Lebensweise ihrer Vorfahren fortzuführen. Denn — sagte der Pfarrer — Wissen führt zur Anfechtung und Sünde.

Aber richtig, da war doch noch Bigia mit ihrer Parole. Ihre roten Locken leuchteten, wenn sie den Kopf in die Küchen steckte und hineinrief: „Presso la Rosina — he!"

„He!" antworteten die Frauen und Kinder verständnisvoll. Die Männer kehrten sich nicht daran, denn ihnen galt der Ruf nicht mit.

Hatte Bigia alle Interessenten benachrichtigt, erklomm sie auch die Höhe von St. Stefano. Dort trat sie aber fein manierlich durch den Tinello in die Küche, denn der Pfarrer mit dem Kuraten saßen hier bei Tische. Und mit ihnen Antonia, die Schwester des Pfarrers, auch eine Nichte und eine uralte Tante.

Bigia tat, als wolle sie die Nichte besuchen und blieb bescheiden beim Feuer stehen, um ihre dünnen, roten Hände zu wärmen. Bigia war ein hübsches

Der Mai ist gekommen! Nach dem Gemälde von A. Weczerzick.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Mädchen von 14 Jahren, aber ihre Einäugigkeit — eine Augenentzündung hatte ihr ein Auge geraubt — gab ihr ein schielendes, unangenehmes Gepräge. Sie warf nun mit ihrem einen Auge der großen Antonia bedeutungsvolle Blicke zu, und als Antonia zu ihr kam, brachte Bigia ihre Einladung flüsternd vor, denn der Pfarrer sah es nicht gern, daß seine Schwester die verderbliche Unsitte mitmachte und an der Tombola teilnahm, die von den Frauen in irgend einer Küche etabliert wurde . . . .

Heute war sie nun bei der verwitweten Rosina angesagt.

So gegen 7 Uhr huschten die vermummten Frauengestalten und einige größere Kinder in Rosinas Häuschen, tappten die Treppe hinauf und nach der Küche, wo eine luxuriöse Petroleumlampe mit beängstigend hohem Fuß, schmierigem Bassin und unbeschirmtem Zylinder ein blendend grelles Licht auf den Holztisch und die getünchten kahlen Wände ausströmte.

Rosina, gelb und verhärmt, saß noch am Tisch und nähte. Ihr Junge war auf einen Stuhl geklettert und richtete die „Spielbank" her, indem er aus seiner Mütze kleine Steine auf den Tisch schüttete. Am Kamin, wo ein spärliches Restchen Asche verglühte, saß oben auf dem hohen Stuhle Lydia, ein junges Mädchen aus der Nachbarschaft, und hielt Rosinas Jüngste auf dem Schoß. Und die heißen, roten Backen und der schwere, schnarchende Atem des Kindes verriet dessen schwere Erkältung.

Erst hatten sich die Frauen allerhand Neuigkeiten zu berichten und zur Beteuerung wurden stets alle Heiligen oder auch mit Vorliebe die Allerheiligste Jungfrau und Mutter angerufen. Und dabei plazierte man sich rings um den Tisch auf die Strohstühle und jede nahm das mitgebrachte Kupfergefäß mit heißer Asche unter die Füße. Zwischen den früh verwelkten, sonnenverbrannten und sorgenvollen Weibern sahen die jungen Mädchen ziemlich frisch und hübsch aus, und der sorglose Jugendsinn leuchtete aus den strahlenden dunkeln Augen. — Mit ihrem gewaltigen Umfang schritt endlich auch Antonia herein, und ihr Erscheinen gab zum Beginn der Tombola das Zeichen. Die schmutzigen, abgegriffenen Lottokarten wurden verteilt, jeder bekam drei und Bigia rief die Nummern, die sie aus einem Säckchen nahm. Und wer die betreffende Nummer auf seinen Karten hatte, bedeckte sie mit einem Steinchen.

In der Mitte des Tisches aber lagen die kupfernen Soldostücke. So viele Personen am Glücksspiel teilnahmen, so viele Soldi lagen dort. Das erste Terno nahm davon einen Soldo, das erste Quaterno den zweiten; das übrige bekam der, dessen eine Karte voll besetzt war. — Monoton und doch scharf rief Bigia die Zahlen aus. Die kleinen Steine klirrten, da und dort ein Ruf — dann meldete Antonia: „Ecco — Tombola!"

Ihre Karte war besetzt.

Lachend strich sie ihren Gewinnst ein und steckte ihn in die große Tasche ihrer großen Schürze. Auch die andern lachten, aber mit einem Gemisch von Aerger. Immer die reiche Antonia — immer die hatte das Glück.

Ein anderes Mädchen, die dunkle, kümmerliche Marietta, begann indessen auszurufen, scharf und monoton: „Trentase — i . . . ottantadu — e . . . . cinqu' . . . . quasantu — no . . . ."

Die Steinchen klirrten, das Lämpchen blakte und der Nachtwind ließ die losen Fensterladen pochen. Die Soldi auf dem Tisch aber lockten; jede der Frauen wollte sie haben, denn des Verlierens halber war keine gekommen. Und derjenigen, die gewann, ward stets, wenn auch lachend, eine kleine Schmähung angehangen. Einer als geizig bekannten Frau gratulierte man zu der Gelegenheit, ihren Kindern einmal eine reichlichere Suppe zu beschaffen; ein eitles, altes Mädchen mußte sich eine Anspielung auf ihre Schwäche gefallen lassen. Bigia stieß Rosinas Jungen vom Tisch, da er schon zweimal ein Terno gemacht hatte.

Nur Giovannina, die Tochter einer Händlerin, war still und blickte gereizt um sich. Sie hatte schon viermal gesetzt und die ganzen 20 Centesimi verloren, das ertrug sie nicht. Das gelbe, hagere Gesicht der Dreizehnjährigen zeigte ganz die Züge ihrer Mutter, die davon lebte, Unterhändlerin bei den heimlichen Verkäufen zu sein, die die Weiber mit den Produkten der Kampagnen, mit Oliven und Mais oder mit fertigem Oel, Wein oder Seidenkokons betrieben, um sich hinter dem Rücken ihrer Männer etwas Geld zu machen . . . Wenn der Mann dann schimpfte, daß die Vorräte so schnell abnahmen, so gaben die Bettelmönche einen entlastenden Vorwand. Giovanninas Mutter lieh auch Geld auf Zinsen, und Giovanninas Vater — ja, der war öfter nicht zu Hause. Er war schon etliche Male wegen Schmuggelns inhaftiert. Aber sein Reichtum mehrte sich desungeachtet und seine Frau nahm immer höhere Zinsen.

Giovannina hattte deshalb großes Ansehen überall. Man beleidigte das reizbare Kind nicht gern, und sogar Antonia war ihr wohlgesinnt, weil Giovanninas Mutter zu den sogenannten „Christlichen Müttern" gehörte, die keine Messe und keine Prozession versäumten und jährlich drei Kerzen der Madonna weihten.

Giovannina erbot sich jetzt barschen Tons zum Ausrufen. Man reichte ihr das Säckchen mit den Lotterienummern und sie rief aus, bedächtig, klar und deutlich. Sie saß zwischen Antonia und Rosina, aber ihren scharfen, hellgrauen Augen entging auch nicht der Stand der anderen Karten. — Und sie sah bald, daß dort nur noch 34 fehlte, da 86 und bei Antonia 17. Ihrer eigenen Karte fehlte aber nur noch 22.

Monoton, scharf und klar rief sie aus. Immer aber andere Nummern als die voll Spannung erwarteten.

Auf dem Tische lagen 12 Soldi, zu einer kleinen braunen Säule aufgeschichtet. Die Lampe blakte und am Kamin schnarchte das fiebernde Kind.

Da rief Giovannina: „Ventidue — 22 — ecco tombola!"

Und während sie lachend und schnell mit der Linken nach dem Gelde griff, ließ ihre Rechte die unterschlagenen 34, 86 und 17 in den Beutel zurückgleiten . . . .

Durch eine Spalte des Fensterladens guckte der Mond, der über dem hellen Schneegipfel stand; von St. Stefano läutete die neunte Stunde.

Schwatzend, sich neckend und alle Heiligen anrufend, brachen die Frauen auf, hüllten sich in ihre Tücher, nahmen ihre Fußwärmer und huschten hinaus in die Kälte der Nacht.

Giovannina aber, die Siegerin, hüpfte allen voraus. Denn hier oben in all der starren, weltfernen Einsamkeit galt dasselbe Prinzip wie unten in der bunten, reichen fortschrittlichen Kulturwelt: Jeder hat das Glück, was er sich nimmt!

Illustration zu deutschen Kalssikern.

„Wehe, wenn sie losgelassen."

Unsere Bilder.

Gelegentlich der heutigen Eröffnung der Deutsch-nationalen Kunstausstellung bringen wir die letzte Photographie des Kronprinzen, als des Protektors der Ausstellung, sowie ein Bild des Ausstellungsgebäudes selbst. Neben der Kunstausstellung und der Stadt Düsseldorf gilt der diesmalige Besuch unseres Kaisersohnes auch der Übergabe der prächtigen Wandgemälde, die Professor Eduard von Gebhardt in der Friedenskirche im Auftrage des Staates gemalt hat, an die evangelische Gemeinde. Wie ihn unser Bild zeigt, steht Professor von Gebhardt, heute ein fast Neunundsechzigjähriger, noch in rüstiger Schaffenskraft unter uns und an seinem heutigen Ehrentage sind unsere Blicke voll Stolzes auf den großen Künstler gerichtet, den wir als den unseren in Anspruch nehmen dürfen. Ein weiteres Bild gibt einen Ausschnitt aus dem Inneren der Kirche mit einem Teil der Gemälde. Den ausführlichen Bericht über den Festakt in der Friedenskirche und die Eröffnungsfeierlichkeiten in der Ausstellung finden unsere Leser in der gleichzeitig erscheinenden Nummer der Neuesten Nachrichten.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.